

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 6.

Wiesbaden, den 18. Februar.

XVIII. Jahrgang

Ruhe im Milchviehstalle.

Mancher unserer Landwirthe lebt heutzutage noch in dem irrigen Wahne, durch gesteigerte Kraftfuttergaben auch den Milchtrag seiner Kühe so ohne weiteres steigern zu können. Dem ist jedoch nicht so.

Dass sich zwar durch eine rationelle Fütterung nicht nur die Quantität und Qualität der Milch vorteilhaft steigern lässt, kann nicht in Abrede gestellt werden, aber die eigentliche, d. h. die thätigste Steigerung hängt in der Hauptsache noch von einem zweiten Punkte, dem allerdings in den meisten unserer Milchviehställe viel zu wenig Beachtung geschenkt wird, ab, nämlich von der Ruhe im Milchviehstalle. Ohne diese sind die Ausbeuten für eine gesteigerte Fütterung hinausgeworfenes Geld.

Wenn wir einen Blick in einen ländlichen Viehstall werfen, so muß es uns höchst eigenthümlich erscheinen, wenn wir sehen, wie das Vieh in der Ruhe das Mastvieh pflegt, wie der Landwirth sorgsam bestrebt ist, jegliche Störung von diesen Thieren abzuhalten und wie es infolge der gesteigerten Futtergaben, in erster Linie aber infolge der hier herrschenden Ruhe zusehends zunimmt während im Milchviehstalle das gerade Gegentheil dieser Ruhe herrscht.

Das Mastvieh verdaut und produziert infolge der Ruhe mehr Fleisch, wie nahe liegt da nicht der Gedanke, daß man dem Milchvieh, das auch verdauen muß und produciren soll, nämlich Milch, in gleicher Weise wie dem Mastvieh entsprechende Ruhe angedeihen lassen sollte!

Der Gedanke liegt allerdings sehr nahe, aber eben so nahe wie er liegt, so selten finden wir ihn in unseren ländlichen Milchviehställen verwirklicht, und trotzdem ist und bleibt die Ruhe das Haupterforderniß einer richtigen Milchviehhaltung.

Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß man Milchkühe überhaupt der Ruhe pflegen lassen soll, denn man würde damit das gerade Gegentheil von dem erreichen, was man erstrebt auch haben wir bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß eine mäßige Bewegung dem Milchvieh sehr zuträglich ist und den Milchtrag keineswegs beeinträchtigt, nein, wir begutachten auch an dieser Stelle wieder eine mäßige Bewegung für das Milchvieh und verlangen bloß Ruhe für die Zeit des Melkens und die übrige Zeit, in der sich das Vieh im Stall befindet.

Ja, diese Ruhe sollte sogar soweit gehen, daß nicht nur unbefugten Personen der Zutritt zum Milchviehstalle untersagt wird, sondern daß zu gewissen Stunden auch nicht einmal das Winterpersonal den Stall betritt und durch sein Erscheinen die Thiere stört.

Mancher Landwirth wird zwar bei dieser Forderung den Mund zu einem mittelgroßen Lächeln verziehen, wenn er aber die Sache ernstlich überlegt, so wird er zugeben müssen, daß es sich eigentlich gut einrichten läßt, daß die Thiere innerhalb 24 Stunden wenigstens zwei längere Rasten genießen, in welchen ihnen absolute Ruhe gewährt wird, so daß auch nicht einmal das Stallpersonal durch sein Erscheinen die Thiere stört. Und hat der Landwirth eine derartige Arbeitseinteilung einmal versucht und einige Wochen durchgeführt, so wird er bald an dem gesteigerten Milchtrage erkennen, daß unsere Forderungen und Behauptungen nicht ganz unrichtig sind, er wird aber auch sehen, daß das Milchvieh sich an diese ihm gewährte Wohlthat so rasch gewöhnt, daß es auffallend unruhig wird, wenn zwischen der festgelegten Ruhepause jemand den Stall betritt.

Ebenso soll aber nicht nur während dieser beiden größeren Ruhepausen absolute Ruhe herrschen, sondern es soll sich auch das Winterpersonal während seiner Kantinen im Stalle, besonders während des Melkens, möglichster Ruhe befleißigen. Die melkenden Personen sollten sich alles unnöthigen Zwiesgesprächs, insbesondere aber eines Anschreiens, Stöhns oder Schrens in der Melkzeit gänzlich enthalten, denn Erregung, Furchtgefühl, Unwillen über erlittene Unbilden usw. veranlassen die Thiere nur zu leicht die Milch zurückzuhalten.

In gleicher Weise wie hier zwei längere Ruhepausen festgehalten werden, so sind auch die Fütterungs- und Melkzeiten auf bestimmte Stunden zu fixiren und diese Stunden für die Folge mit peinlicher Sorgfalt festzuhalten. Denn wie Vieh, das einmal über die Zeit auf sein Futter warten muß, mitunter in hochgradige Erregung geräth und unruhig im Stalle hin- und hertritt, nach Futter brüllend, so ruft auch ein froghendes Guter bei hinausgeschobenem Melken Unruhe hervor, in dem einen wie in dem anderen Falle höchst nachtheilig auf die Milchsekretion wirkt.

Rentable Schweinezucht durch Ferkelmehl.

Die Schweinezucht ist in den letzten Jahren eine der rentabelsten Zweige der so schwer darniederliegenden Landwirtschaft geworden und sind Recht mit die Bestrebungen der Landwirthe darauf gerichtet, möglichst viel Schweine im Stalle zu haben, um die sich nicht zum Verkauf eignen Nebenprodukte durch den Milchtrag zu verwerthen. Neben dem Schweinemäster und vor allem dem Züchter bringt dieser Zweig neben der Arbeit auch viele Sorgen.

Sobald die Ferkel zur Welt gekommen sind, suchen sie die Bissen des Gefüges und zwar nehmen, die am besten entwickelten, also stärksten, die nahe der Brust gelegenen Bissen, die gewöhnlich am meisten milchen, die Schwachen die Bauchbissen, die am geringsten Milch geben oder nahezu trocken sind. So wie die Jungen sich anfänglich in das Gefüge theilt haben, so behalten sie dasselbe während der ganzen Säugezeit, so daß ein Theil der Ferkel in der Entwicklung bedeutend zurück bleibt, wodurch das später gegebene Futter niemals richtig verwertet wird. Laufen die Ferkel unruhig grunzend umher, wählen im Milke und suchen nach Flüssigkeit, so ist dies ein Zeichen, daß die Nahrung der Mutterthiere nicht mehr ausreicht. Nun greift man, um diesen schwachen Thieren aufzuhelfen, zur Kuhmilch und verabreicht dieselbe, ohne zu bedenken, daß die Schweinemilch eine ganz andere Zusammensetzung wie Kuhmilch hat, da sie mehr Eiweiß, Salz und Fett, dagegen weniger Milchzucker enthält und folglich niemals durch ein Surrogat von so abwei-

chender Zusammensetzung ersetzt werden kann. Es treten dann auch bald Verdauungsstörungen und Durchfälle ein, welche zum Tod oder zur Verkümmern führen. Die Natur ist einerseits gefährlich, andererseits genügt sie auch nicht zur Ernährung, sondern verlangt nach einem Beifutter, welches namentlich Eiweiß, Fett und Salz enthält.

Dieses Beifutter in geeigneter Form zu finden, ist uns nun nach vielen Versuchen und vielfach bewährten Proben gelungen. Wir verwenden dazu das Milchmehl in pulverförmiger Form unter Zusatz von Nährsalzen und Kohlehydraten in solcher Zusammensetzung, daß mit 2 Liter Milch und 1 Liter Wasser, im Nothfalle auch ohne Milch, nebst 120 Gramm dieses Präparates eine künstliche, allen Anforderungen genügende Schweinemilch gewonnen wird. Es genügt dies pro Tag und Stück für eine zweimalige Mahlzeit. Man kocht dieses Futter auf Feuer oder mit direkt eingeleiteten Dampf und erhält dadurch eine vollständig keimfreie Lösung, die zuerst den Thieren mit einem Löffel angeboten wird, wodurch sich dieselben sehr bald an das Fressen aus dem Trog gewöhnen, welcher natürlich vor jeder Mahlzeit gründlich gereinigt werden muß, wie überhaupt Reinlichkeit ein Haupterforderniß im Schweinestall ist. Durch das Kochen werden auch die Uebertragung der Tuberkulose durch Milch und folglich die großen Verluste im Stalle vermieden. Auch der Knochenweiche und Knochenbrüchigkeit, sowie dem Jauchefäulen, welches einen Mangel an Knochen- und blutbildenden Stoffen voraussetzt, beugt das Ferkelmehl gründlich vor. Die Thiere haben bei beständiger Fütterung dieses bewährten Präparates nach 4 Wochen ein Aussehen wie andere, die 8 Wochen alt sind und verlassen die Mutter schon einige Wochen früher wie gewöhnlich. Sie sind also schon eher zur Aufnahme von konzentrierten Futterstoffen kräftig und geeignet. In der kühlen Jahreszeit ist es der Warmhaltung wegen vorteilhaft, sie noch einige Zeit bei dem Mutterthiere zu lassen. Das oben angegebene Quantum kann schon vom 5. Tage an gegeben werden.

Ist bei der Aufzucht der Ferkel die Haupt Schwierigkeit im Ertrag der Mutterthiere zu suchen, so entsteht nach dem Ablegen ein großer Uebelstand dadurch, daß es vielfach an geeignetem Beifutter fehlt. Mehl, Gerstenschrot, Hafer, Mais usw. sind unzureichend vorzügliche Nahrungsmittel, das schnelle Wachsen des Schweines erfordert aber vor Allem Eiweiß und Salz. Um letzteres zu ersetzen, greift man zum phosphorsäuren Kalk, der sicherlich eine gute Wirkung ausübt, aber bei nicht sorgfältiger Auswahl und gründlicher Mischung große Gefahren für die Thiere herbeiführt, wie die in letzter Zeit häufig vorgekommenen Vergiftungen zur Genüge beweisen.

Neben Körnern sind Roggenmehl und Molkereirückstände das beste Futter für Waisferkel, doch sind dieselben, besonders im Winter nicht in allen Wirtschaften zu haben, andererseits weil sie häufig Krankheitskeime in sich tragen, gefährlich. Wir haben deshalb auf Anregung aus landwirtschaftlichen Kreisen ein Futtermittel hergestellt, welches als Zusatz zu Gersten-, Mais- oder anderem Schrot bestimmt ist. Es besteht ebenfalls aus keimfreiem Milchmehl unter Zusatz von Nährsalzen und giebt man auf 3 Theile Schrot einen Theil dieses Präparates, ½—2 Pfund pro Tag und Kopf je nach dem Lebendgewicht bis zum Alter von 4 Monaten, zu welcher Zeit die Schweine eine derartige Entwicklung haben, daß dieses Beifutter während der Mast nicht mehr nöthig ist.

Auch da, wo im Winter gute Roggenmehl zur Verfügung steht, ist eine tägliche Gabe des Präparates, von dem 1 kg. die Nährstoffe von 50 Liter Milch enthält, für ältere Schweine von großem Vortheile und macht sie standhaft gegen alle Krankheiten. Diese billige Herstellung ist nur durch Bezug der Rohstoffe aus Amerika, dessen Milchpreise ein Viertel der hiesigen sind, möglich.

Wie oft sind Molkereien u. Schweinehaltungen, welche Roggenmehl etc. verfüttern, gezwungen, Thiere schon bei einem Gewicht von 150 Pfund und weniger, schmerzhaft zu schlachten und wie oft müssen gerade in Molkereien Bestände von 200—300 Stück in kurzer Zeit infolge plötzlichen Auftretens der Schweinepeste usw. billig dem Schlächter überliefert werden.

Die Verabreichung unseres Mehles M, welches ebenso wie Sorte A auf unbegrenzte Zeit haltbar ist, kann trocken geschehen, jedoch empfiehlt es sich, um Futterverluste zu vermeiden, dasselbe in einer Mischung von 2 Theilen Schrot und 1 Theil Ferkelmehl in feuchtem Zustande zu verabfolgen.

Gebrauchsanweisung.

Marke A bis zum Alter von 6 Wochen. Man nehme auf 1 l. frische Roggenmehl u. ½ l. Wasser oder 1 ½ l. Wasser, 60 Gr. Ferkelmehl = 3 gehäufte Löffel, bei Gebrauch von nur Wasser, 4 Löffel voll, kochte diese Mischung auf Feuer oder durch eingeleiteten Dampf und verabfolge diese Milch den Ferkeln in lauwarmem Zustande.

Marke B bis zum Alter von 4 Monaten. Nach sechswochenlichem Alter giebt man Marke B. Man nimmt je nach Lebendgewicht ½—2 Pfund Ferkelmehl auf 3 Theile Schrot und verabfolgt dieselben trocken, besser jedoch angefeuchtet.

Zu beziehen ist das Ferkelmehl in 10 Pfund-Beuteln à 0,75 M., an 100 Pfund-Säcken à 0,65 M. franco factfrei gegen Nachnahme durch Johann Eibach, Gutsbesitzer, Pfaffen-Schwabenheim, Rheinhessen.

Landwirthschaft.

Die Frühjahrsdüngung der Getreidefelder mit Chilisalpeter. Der Anbau der Halmgewächse, Weizen, Roggen, Hafer und Gerste, geschieht meist nach vorangegangenen Hackfrüchten, Kartoffeln, Rüben usw. Obgleich die letzteren meist kräftig gedüngt werden, so lassen sie doch, weil sie eben den Boden stark aus-saugen, die Felder nicht gerade in einem günstigen Düngungs-zustande zurück. Dennoch unterläßt man es häufig, dem so aus-gelegenen Boden vor Auskult der Halmfrüchte eine tüchtige Stallmistdüngung zuzuführen. Die Folge davon ist ein spärli-ches, mageres Aufgehen der Saaten, und der Landwirth sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, denselben mit einer Kopf-düngung im Frühjahr auf die Weine zu helfen. — Wo Jauche zur Verfügung steht, wird man dieselbe mit Vortheile verwen-den; allein nicht überall ist solche bei der Hand, so daß man auf Kunstdünger angewiesen ist. Von den letzteren darf mit Recht Chilisalpeter obenan gestellt werden. Derselbe als hochprogenti-

ger, leicht aufnehmbarer Stickstoffdünger eignet sich zur Dün-gung der Getreidefelder im Frühjahr, namentlich für schwache Saaten vorzüglich indem er eine kräftige Bestockung fördert und sowohl die Körner- wie die Strohträge außerordentlich steigert. — Nach den vorgenommenen Untersuchungen sind 100 Kilo Chilisalpeter im Stande, den Ertrag an Weizenkörnern um 300 Kilo zu erhöhen; ebenso an Roggenkörnern, an Hafer- und Gerstenkörnern sogar an 400 Kilo, nebst entsprechender Steigerung des Strohertrages. Dabei wird aber vorausgesetzt, daß der Boden keinen Mangel an Kali und Phosphorsäure leide. Was die Menge des zu verwendenden Chilisalpeters betrifft, so ist dieselbe abhängig von dem Düngungszustande des Bodens. Bei stark ausgenütztem Boden dürfen 300 bis 300 Kilo pro Hektar angewendet werden, während bei noch gutem Düngungs-zustande des Feldes 50—100 Kilo genügen. Jübel darf man nicht geben, weil die Gefahr des Lagerens des Getreides sonst er-höht wird, der Chilisalpeter wird nach dem Ausstreuen auf dem Acker liegen gelassen, oder wenn die Saat in einem geeigneten Zustande ist, leicht eingereggt. Am besten gibt man ein Viertel der ganzen Menge nach dem Aufgang der Saat, bzw. beim Er-wachen der Winterjaaten, ein weiteres Viertel etwa 4 Wochen später und den Rest vor dem Schaffen.

Als Frühfrüchte von Kartoffeln haben sich am besten bewährt: Early Buritan, Juli, blaue Rosen, Ida, Zwidauer, frühe, Vil-tor und ovale Frühblau. Die Zeit des Anbaues ist sehr verschie-den; sie schwankt zwischen Februar und Ende April. Frühkar-toffeln baut man früher, muß aber dabei beachten, daß sie gegen Frost geschützt sind.

Worin liegt der Grund für den Mangel einer Grasnarbe? In dem Abbruch der Laub. Alljährlich sterben eine Menge Pflanzen ab, die wieder durch Wurzelanschläge, theilweise auch durch erneute Besamung ergänzt werden. Auf diese Weise bil-det sich mit der Zeit ein ausgiebiger Vorrath halbverweste-rter Pflanzen und Wurzeln, welcher als „Humus“ sehr werthvoll ist, jedoch nach und nach die Grasnarbe derart verfilzt und ver-schleht, daß die Luft nicht mehr genügend einzubringen vermag. Man ist es zur weiteren Verwitterung des Bodens zum weiteren Verweilen der abgestorbenen Pflanzentheile und Düngstoffe und somit zum Gedeihen der vorhandenen Gräser und Kräuter un-bedingt nöthig, daß die Luft in den Boden eindringt. Geschieht dies nicht, oder nur mangelhaft, so nehmen die abgestorbenen Wurzeln und Düngstoffe eine immer mehr torfartige Beschaf-fenheit an, das Uebel wird dadurch immer größer und die Fol-ges ist, daß die guten Gräser und Kräuter trotz des Humusreich-thums mehr und mehr zurücktreten, die Grasnarbe wird lüden-haft und in die Lücken tritt das Unkraut in seiner vielfältigen Gestalt. Lüdenhaftigkeit der Grasnarbe ist oftmals auch eine Folge mangelhafter Düngung. Sehr mageren Wiesen kennzeich-nen sich sehr bald durch das Auftreten von Moos. Kein anderes Unkraut schießt aber den Boden so sehr von der Luft ab, wie das Moos. Daß, soweit der Boden mit Moos überzogen ist, kein Gras wachsen kann, muß Jedermann klar sein. Nach dem bisher Gesagten wird Niemand darüber im Zweifel sein kön-nen, wenn wir den Rath ertheilen: „Räumt eure Wiesen!“ Den Kamm habt ihr zur Hand in den eisernen Eggen. Der beste Wiesenkam ist bekanntlich eine Wiesenkettenegge.

Obst- und Gartenbau

Die Setzlinge von Beerenobststräuchern müssen im Früh-jahr vor dem Pflanzen mit ihren Wurzeln in einen Dreieck von Erde und Wasser gesteckt und dann eben nur so tief gepflanzt werden, wie sie vorher gestanden haben.

Gegen Herzstich an Kirschkäulen soll sich das Bestreichen der kranken Stellen mit Holzeßig sehr gut bewährt haben. Ebenso ist mit Holzeßig auch schon oft Krebs der Obstbäume ge-heilt worden.

Vertilgung des Apfelschorfes. Der Apfelschorf, der die Früch-te befallt, sie am guten Auswachsen behindert, ihr Aussehen ver-dirbt und auch ihre Güte beeinträchtigt, tritt in neuerer Zeit immer häufiger auf. Dieser Schorf wird durch einen Pilz, Jus-ticiadium deutritum erzeugt, und zu seiner Bekämpfung ist das Besprühen der Bäume mit Bordeauxflüssigkeit anzurathen.

Erwiesenermaßen ist es von unberechenbarem Vortheile, die Pflanzengrube nach beendigttem Pflanzen oben mit Dünger, etwa Hundschotter zu bedecken. Dies schützt vor zu scharfem Ein-bringen des Frostes, hält den Boden feucht und gibt zugleich Nahrung, auch wird dadurch die Oberfläche der Pflanzgrube unkrautrein gehalten.

Weisenheimer Mittheilungen für Obst- und Gartenbau. Die Nummer 1 und 2 der Monats-Zeitschrift „Weisenheimer Mit-theilungen über Obst- und Gartenbau“, Organ der Königl. Lehranstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau zu Weisenheim, bieten wieder eine Anzahl Abhandlungen aus den verschieden-sten Gebieten des Gartenbaues, die jeder Obstzüchter und Gar-tenliebhaber mit großem Interesse lesen wird. Diese illustrierte Zeitschrift, welche jährlich in 12 Nummern erscheint, kann nicht nur wegen des reichen Inhaltes, sondern auch wegen des ver-hältnismäßig niedrigen Preises (M. 1.75 pro Jahr bei freier Zustellung, Ausland 2.25 M.) jedem Obstzüchter und Gartenbe-sitzer zum Abonnement empfohlen werden. Probenummern stellt die Verlagsbuchhandlung von Rud. Vieweg & Comp. in Wiesbaden unentgeltlich zur Verfügung.

Anruf!

Da der Unterzeichnete durch die jetzt schon jahrelang anhaltende Krankheit seiner Frau verhindert ist, für das ihm seinerzeit vom Comité übertragene Mädchenheim und Stellenanweisung persönlich Mitglieder zu werben, möchte derselbe auf diesem Wege möglichst um Beitritts-erklärungen als Mitglieder für unentgeltlichen Nachweis von weiblichen Dienstboten bitten. Der Jahresbeitrag beträgt: für 1 Kleinmädchen 3 Mark, für 2 Mädchen 5 Mark, und für 3 Mädchen 6 Mark. Der Nachweis geschieht vollständig unentgeltlich. Auch möchte die noch aus vorigem Jahre verpflichteten Mitglieder möglichst um baldige Entrichtung der Jahresbeiträge bitten.

Hochachtungsvoll
Peter Geisler, Diakon.
Gedruckte 8, 1.



Nr. 41.

(2. Beilage.)

Mittwoch, den 18. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Derell.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Märchen jauchzte vor Vergnügen als sie vernahm, daß ausgefahren werden sollte. Zur bestimmten Stunde hielt vor der Thür ein leichter offener Jagdwagen mit nur einem Sitz; Herr von Grünow kutschte selbst, Thella nahm ihren Platz neben ihm und setzte das Kind zwischen sich und den Vater. Fröhlich sah Märchen unter ihrem Hütchen hervor in die schöne Welt. Das kleine Dorf lag bald hinter ihnen, und prächtiger Buchenwald nahm sie auf. Die schönen Pferde griffen rasch aus und wurden mitunter fast übermüthig. Da fiel es dem Fräulein um so mehr auf, daß Herr von Grünow nur mit der rechten Hand die Zügel hielt, während die Linke unthätig auf den Knien lag. Sie hatte überhaupt schon mehrfach bemerkt, daß der Herr fast nie die linke Hand gebrauchte, sie war viel kleiner und schien durch einen Unglücksfall gelähmt zu sein. Dann aber wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Frühling zu, der sie umgab. Der Wagen hielt, Herr von Grünow hob sein Töchterchen herab, er wollte Thella die Hand bieten, diese aber war schon mit leichter Gracie abgestiegen. Ihre Bewegungen hatten stets etwas ungemein Elegantes. Sie gingen ein Weilschen durch den dichten Buchenwald, bis sie den Rand der Düne erreicht hatten. Das Meer lag vor ihnen. Mit einem unwillkürlichen Ausruf des Entzückens blieb Thella stehen. „Wie schön!“ sagte sie leise, tief ergriffen von der Pracht des Frühlings, der sich in den Wellern widerspiegelte.

Es war fast gar kein Wellenschlag, die Wogen plätscherten nur leise an den Strand; sie kamen und verrannen, wie die Gedanken eines Menschenherzens. In diesem leisen Gehen und Kommen lag eine unaussprechliche Sehnsucht, und wie die Woge die verlangend ans Ufer spült, dort nicht findend, was sie sucht, wieder hinauszieht in den weiten Ocean, so zieht das Herz der Menschenkinder voll Sehnsucht ihr nach in weite, traumhafte Ferne. Die Nachmittagssonne sank leise und allmählich dem Westen zu; purpurn und golden ruhten ihre Strahlen auf den glatten Fluthen, fern am Horizont stieg die weiße Rauchwolke eines Dampfers empor, und Segel glänzten lichterhell durch den verglühenden Tag. Nicht weit vom Ufer zogen lautlos einige Fischerkähne, man konnte die Männer darin arbeiten sehen, und auf dem flachen, glatten Strande suchten die Kinder des Dörfchens, lustig einander zureufend Muscheln und bunte Steine. Auf dem Aussichtsturm oben war eine Bank angebracht, Thella setzte sich und nahm Märchen auf den Schooß. Unerwartet blickte sie auf das schöne Bild, das sich vor ihren Augen ausbreitete. Wie kam es, daß ihr bei dem leisen, verflingenden Rauschen der Wogen ein altes Volkslied durch die Seele zog, an das sie lange nicht mehr gedacht hatte:

Auf der Fluth die stillen Kähne,
Hell ins Auge tritt die Thräne;
Scheiden, Scheiden, ach, wie bald!

Scheiden? Sie wandte sich unwillkürlich nach Herrn von Grünow um. Er hatte ein Gewehr mitgenommen und nahm eben eine Wöbe auf's Korn, die über die glänzenden Fluthen hinschwebte. Thella legte die Hand auf seinen Arm. „Schießen Sie

nicht!“ bat sie; „heute nicht.“ Ihre Stimme bebte. „In diesem wundervollen Frieden möchte ich kein Blut fließen sehen.“

Er sah sie an und ließ das Gewehr sinken. Die Wöbe schoß pfeilschnell vorüber und verschwand in der Ferne. Walther von Grünow erfaßte die Hand, die sich auf seinen Arm gelegt, und hielt sie fest. Mit leiser Zärtlichkeit fühlte er den Druck erwidert. Dann zog Thella erröthend die Hand aus der seinen.

Sie beugte sich zu dem Kinde herab, das gern einige Schritte auf dem glatten Boden thun wollte, aber die schwachen Füßchen versagten immer und immer den Dienst. Mit tiefer Betrübniß blickte Herr von Grünow auf den elenden Körper, der sich trotz der liebevollen Pflege nicht zu kräftigen vermochte. Märchen gab bald die Gehversuche auf und kehrte wieder auf Thellas Schooß zurück. Das junge Mädchen schloß sie zärtlich in die Arme, aber durch ihren Sinn zog der Gedanke, den sie beim ersten Anblick der Kleinen empfunden hatte: „Sie wird doch nicht alt!“ Dann fuhren sie schweigend heimwärts, die Luft war lau und mild, und das Rauschen der Wogen tönte wie fernes Grüßen zu ihnen herüber. Sie sprachen wenig, aber zwei Herzen, die sich gefunden haben, verstehen einander auch ohne Worte.

Als Thella am Abend ihr Zimmer aufsuchte, öffnete sie das Fenster und blickte lange mit gefalteten Händen in die lautlose prächtige Sternennacht. Ihr Herz war voll bis zum Berspringen. Sie fühlte, daß auch sie, das heimathlose Mädchen, nun eine Heimath gefunden hatte in der festen Liebe eines starken, treuen Herzens. Eine Heimath. Nicht mehr von Land zu Land, nicht mehr fortgeschickt von Leuten, denen sie nicht mehr paßte; nicht mehr die Sorge; was wird aus mir, wenn ich keine Stelung finde? Und sie empfand ihr unaussprechliches Glück, denn die Liebe hatte ihr Herz weich und demüthig gemacht. Die Liebe — nun war sie doch gekommen. Thella war, der gewöhnlichen Rechnung nach, kein ganz junges Mädchen mehr; sie hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, und immer war ihr Herz unberührt geblieben. Den Doktor Kresting hatte sie verspottet, der Leutnant Palmer war ihr gleichgültig, sie hatte sich gefestigt geglaubt gegen dies Gefühl; nun kam es doch, und Thella fühlte, daß sie nie in ihrem Leben aufhören würde, diesen Mann zu lieben. Sie dachte an die Worte, die sie einst zu ihrer Schwester gesprochen: „Wenn ein Mann mich nicht zwingt, ihn zu lieben, so wird mein Herz ungergeben bleiben.“ Sie lächelte jetzt über diese Ansicht, und doch war sie richtig gewesen. Walther von Grünow hatte den stolzen Sinn des Mädchens gebeugt, aber nicht durch äußern Zwang, sondern durch die Güte seines großen Herzens. Wie war er so ganz anders als all die Männer, die Thella bisher im Leben begegnet waren!

Auch Herr von Grünow wußte, daß es ihm gelungen war, dies stolze Frauenherz zu erobern. Ein heißes Entzücken durchbebt ihn bei dem Gedanken. Aber er schwieg, und sein Geständniß kam über seine Lippen, denn er dachte an die Töbte. Er wollte der aufsteigenden Neigung in Thellas Herzen erst Zeit lassen, fest und tief zu wurzeln. Sie sollte in dem täglichen Zu-

sammenleben mit ihm sich davon überzeugen, daß er kein böser Mensch sei, und daß er tren und wahr zu empfinden vermöge. Später wollte er ihr dann alles offen gestehen, und er hoffte, sie würde ihm dann gewiß verzeihen. Es war ja nur eine so geringe Schuld, die er zu bekennen hatte. So sprach er sich selber Muth zu. Ob es der richtige Weg war, den er einschlug?

Frühling und Sommer zogen über die Erde, der Herbststurm entblätterte den Buchenwald, dann kam der Winter mit Eis und Schnee, und mit ihm kam Weihnachten. Es war das 2. Weihnachtstfest, das Thella in Mannshagen verlebte. Das erste Mal war Herr von Grünow nicht zu Hause gewesen. Märchen tränkete und wurde früh zu Bett gebracht; da hatte Thella allein gegessen in dem öden, großen Wohnzimmer, ohne Baum und ohne Feiertag; sie hatte der Gräber ihrer Lieben auf dem einsamen, ostpreussischen Dorfkirchhof und an den schönen Ufern des Rheins gedacht; sie waren das einzige Theure, was sie in der Welt besaß.

Wie anders war es doch dies Mal! Herr von Grünow hatte frohen Herzens schon seit mehreren Wochen heilige Weihnachtsvorbereitungen getroffen; der Jäger hatte eine schöne, junge Tanne aus dem Forst geholt, und der Hausherr schmückte den Baum eigenhändig. Märchen hatte ein Weihnachtsliedchen bei Thella gelernt, und als Herr von Grünow zur Bescherung rief, und die dunkle Tanne in hellem Lichtmeer strahlte, da salbete Märchen die Hände und begann mit klarer Stimme:

Du lieber heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes sein.

Ihre großen, dunklen Augen richteten sich bei dem Sprechen unverwandt auf den strahlenden Baum, das seine Gesichtchen sah wie verklärt aus, vielleicht war es die Ahnung, die unbewußt die kleine Seele durchzog, daß sie bald in jenem Dichte schweben würde, gegen welche alle irdischen Weihnachtslichter verblasen.

Herr von Grünow küßte tiefbewegt sein Töchterchen auf die Stirn. „Mein Engel!“ sagte er leise.

Für Thella war ein besonderes Tischchen aufgebaut. Sie fand einige zarte und sinnige Geschenke, wie ein Herr sie einer Dame, die er liebt, tastvoll überreicht. Es waren meist Bücher und Noten. Eine tiefe, stille Freude empfand sie bei dem Anblick der Gedichte von Emanuel Geibel in Prachtausgabe mit Illustrationen von Künstlerhand, und bei den Worten:

O, gömmt ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ro'ger Blüten steht,

sag ein feingemaltes Bescheiden. Thella erröthete tief. Sie sah daraus, daß Herr von Grünow das Gespräch an jenem Vorfrühlingsabend nicht vergessen hatte. Sie hatte ihn ihrer schroffen Ansichten wegen um Entschuldigung gebeten, und daß er ihr nicht zürnte, wußte sie. Es war jetzt sein Herz, das voll rosiger Blüten stand; sie sah es an dem aufleuchtenden Blick der tiefen Augen. Sie bezwang die Bewegung, die sich ihrer bemächtigen wollte, und übergab ihm mit einigen scherzenden Worten auch ihr Geschenk für ihn. Es war eine zierliche bestickte Jagdtasche, elegant und geräumig. „Die übrige war zu klein,“ sagte sie lachend; „das arme Häschen konnte nicht völlig darin placirt werden, und die Begegnung kostete mir ein Paar guter Handschuhe. Fortan soll kein Blut zwischen uns sein.“ Es war ein Scherz und die Dame lachte. Sein Gesicht aber wurde für einen Moment farblos.

Wieder wurden die Tage länger, die Osterzeit pochte leise mit der Weide grünenen Rädchen an die winterlichen Dergen. Die traulichen Abendstunden schmolzen zusammen. An einem trüben Frühlingstage hatte Herr von Grünow so viel zu schreiben und zu rechnen, daß er nicht fertig wurde und den kurzen Abend noch zu Hilfe nehmen mußte. Thella wollte durch den Diener die angezündete Lampe in das Arbeitszimmer des Hausherrn schiden. Dieser wehrte jedoch ab. „Lassen Sie mich hier im Wohnzimmer bleiben; das Alleinsein bezaht mir gar nicht mehr. Ich werde meine Bücher und Papiere herüberholen. Sie sind dann vielleicht so freundlich, mir Einzelnes zu dictiren und auch bei dem Geldzählen zu helfen; ich muß einen genauen Rassenabschluß machen.“

Die Dame erklärte ihre Bereitwilligkeit und setzte sich mit Märchen an den großen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. Die Kleine spielte mit einer Puppe. Sie war sehr vergnügt, schwathte lustig und hatte tausend kleine Anliegen an Thella, auf die diese stets mit liebevoller Freundlichkeit einging. Als Herr von Grünow mit den Papieren und einer Geldkassette unter dem Arm wieder in das Zimmer trat, blieb er einen Augenblick stehen. Der trauliche Schein der Lampe beleuchtete das

vergnügte Gesichtchen seines Kindes und schimmerte auf Thellas blondem, krausem Haar. War es nicht, als wäre sie die Hausfrau, des Hauses Schatz und des Mannes Krone? Sie mußte sein Eigen werden, das stand fest. Ohne sie war ihm ein Weiterleben nicht mehr denkbar, und er entschloß sich, sobald wie möglich sie nun zu bitten, für immer bei ihm und seinem Kinde zu bleiben. Vorsichtig und schonend wollte er den dunklen Punkt, der zwischen ihnen lag, berühren; dann würde sie sich an den Gedanken gewöhnen, und mit ihm zusammen die Erinnerung an die theure Todte heilig halten.

Er setzte sich an den Tisch und reichte ihr ein Bündel Papiere, sie anweisend, was sie mit denselben beginnen sollte. Thella unterzog sich eifrig der Aufgabe und rechnete und schrieb mit großem Ernst. „Wie eine Hausfrau“, dachte er, sie heimlich von der Seite ansehend; „wie meine Hausfrau“, vollendete er entzückt den Gedanken. Sie mußte wohl etwas Aehnliches denken, denn eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, als sie mit freundlichem Blick die vollendete Rechnung Herrn von Grünow zur Durchsicht überreichte. Da stieß er unabsichtlich an ein Bündchen Papiere, die er mit der Kassette zugleich aus seinem Schrank geholt hatte. Die Blätter waren nur lose zusammengebunden und fielen theilweise zu Boden. Mit einem freundlichen Scherz war ihm Thella bei dem Auffammeln behilflich. „Da liegt noch etwas“, sagte sie und langte ein kleines Blättchen aus einer Ecke hervor. Es war eine Photographie in Visitenkartenformat, und Thella erblickte — die Züge ihrer verstorbenen Schwester.

Herr von Grünow war todtentbleich geworden. Märchen hatte ihm dies Bild einst in Bonn geschenkt, weil er sie darum gebeten hatte; dann war ihm der Anblick des Bildes peinlich geworden, und er hatte es in seinen Geheimschrank gelegt, in dem er sein Vermögen verwahrte, und zu dem nur er die Schlüssel besaß. Nun hatte sich die kleine Karte zwischen Papiere und Rechnungen gehoben, und er hatte sie aus Versehen hierher mitgebracht. Was für ein Zufall! Er hatte ja nun mit Thella von Märchen sprechen wollen, aber doch erst nach gehöriger Ueberlegung. Jetzt verstummte er. Er zitterte vor dem, was der nächste Augenblick ihm bringen würde.

Thella legte wortlos das Bild vor sich auf den Tisch, dann richtete sie ihre hellen Augen langsam auf Herrn von Grünow. Was hatten diese Augen plötzlich für einen anderen Glanz!

„Und Sie der Mann, der meine Schwester tödtete?“ fragte sie. Die Worte klangen kalt und scharf; wie eisiger Frost durchschnitten sie das Herz des vor ihr sitzenden Mannes.

Er fuhr mit der Hand über die feucht gewordene Stirn. „Getödtet? Welch ein hartes Wort!“ murmelte er. „Nein, getödtet habe ich sie nicht, sie ist gestorben.“

„An gebrochenem Herzen“, ergänzte Thella schneidend; „und dies Herz brachen Sie“. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „O Gott, und in dies Haus mußte ich kommen!“ rief sie in furchtbarem Pein.

Eine bange Minute verstrich. Märchen sah bestürzt von einem zum andern; die frühreife Kindesseele empfand das Unheil, das mit einem Schlage über das so glückliche Zusammenleben hereingebrochen war.

Endlich ließ Thella die Hände sinken und stand auf. „Ich bitte um meine Entlassung, Herr von Grünow“, sagte sie kurz und geschäftsmäßig. Nach Lage der Verhältnisse kann es Ihnen nur lieb sein, wenn ich Morgen früh abreise. Wollen Sie die Güte haben, den Wagen zu bestellen, der mich zur Bahn bringt?“ Eine kaum merkliche Verneigung begleitete diese Worte. Dann nahm sie ihre Arbeit zusammen und verließ das Zimmer.

„Nante, nimm mich mit!“ bat Märchen laut weinend. Aber Thella, die sonst gewohnt war, auf jeden Laut zu achten, hörte nicht auf die Bitte der Kleinen. Sie sah sich nicht mehr um, als sie die Thür hinter sich schloß.

Nun weinte Märchen bitterlich, und ihr Vater starrte düster vor sich hin. War das das Ende seines Traumes? Er sah auf die Photographie. Die weichen, lieblichen Züge des Mädchens blühten ihn zu freundlich an, und doch war sie schuld an allem seinem Unglück. Er hatte sich nicht vertheidigt, als Thella zürnend vor ihm stand, denn er fühlte, daß jede Vertheidigung bei der furchtbaren Gemüthsregung Thellas vergeblich sein würde. Sanften, freundlichen Vorstellungen aber war sie in dem Augenblick gänzlich unzugänglich. Nun wollte sie fort, so gleich, den nächsten Morgen. Wo war die Liebe geblieben, die sie für ihn empfunden? hatte er sich in ihr getäuscht? war es nur Freundlichkeit gewesen, was er für Liebe nahm? O, wohl kann man sich in den Gefühlen täuschen, die ein anderer für uns hegt, das bewies der Tod Märchens, die dort an Liebe geglaubt hatte, wo er nur Freundschaft empfand. Dieser Gedanke war ihm der qualvollste von allen. Hatte Thella seine

Kese, innige Neigung erwibert, dann durfte er vielleicht doch noch hoffen, sie zu gewinnen, wenn auch erst nach Jahren. War ihr Gefühl für ihn nur ein freundschaftliches gewesen, so vergab sie nie; denn die Achtung vor ihm hatte sie in dem einen Augenblick verloren; das bewies ihm deutlich genug ihr geistiger Blick, der verächtlich über ihn hingestreift war. So hatte ein Augenblick niedergerissen, was Jahre aufgebaut hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Auf Capri.

Von M. von Vieberstein.

Auf nach Capri, auf nach Capri, diesem
Eiland meerumgürtet,
Wo auf hohen Felsenstufen mit den Vor-
beern um die Wette
Stille Myrthen glühn und duften. — Wo
im Garten des Pagano
Eine hohe Fächerpalme an den Orient
erinnert,
Und auf weißgetünchten Säulen, süße,
üppige Trauben lasten.
(Im Fremdenbuch der Hotel-Pension Pagano.)

Wir waren eine so frohe Tafelrunde auf Capri, der mittelländischen, vielgepriesenen Zauberinsel der Sirenen!

Herrlichste Frühlingstage, die wir dort verlebten, bei blauer Luft, blauerem Meer, golden leuchtendem Sonnenschein und all dem reichen Blüten und Düften ringsumher! Schon allein märchenhaft diese Tausende von Lenz-Rösschen, die in vollen, gelben und weißen Büscheln sich an den Mauern unserer Hotel-Pension, der altberühmten Künstler- und Ideal-Herberge von Pagano rankten, in welchem Hause ja, neben vorwiegendem Deutschthum, Uebermuth und Frohsinn, gleichsam als „Rausch“ des südlichen Schönheitszaubers, schier Tradition sind.

Empfindet doch der Nordländer hier zum ersten Male etwas von den Reizen des Orients und besonders das Terrain Pagano berührt höchst eigenartig mit seinen hohen Palmen, seinen höheren und tieferen Terrassen, den grell-weißen, flachdachigen Logierhäusern, deren jedes gewissermaßen ein Parallelogramm bildet. Sie liegen in Orangen- und Zitronengärten verstreut und sind, ihres verschiedenen Niveaus halber, mit kleinen Ausbrücken und Treppen mit einander verbunden.

Gitter und Geländer gabs aber an diesen Terrassen und Treppen nicht, und als ich mich so eines dunkleren Abends auf dem abwechslungsreichen Pfade zu meinem Zimmer tappte, das einzige Laternenchen war verloscht, mußte ich so für mich denken: „Nun ja, echt italienisch — kindlicher Leichtsin.“

Ich hatte die Chance gehabt, meinen Tischplatz nicht im großen, geräuschvollen Speisesaal, der bereits voll besetzt war, zu erhalten, sondern in kleinerem Raume. Es war ein höchst angenehmer Kreis, in den ich hier eintrat, und in welchem ich bald bekannt wurde: einige Ehepaare und ein paar Herren, Architekten und Kunstgelehrte. — Unter den ersteren erregte besonders das jüngste Pärchen unser aller Interesse und Sympathie — denn sicher, es war aus der Hochzeitsreise! — Er, der Dr. jur. Gemmingen, so hatte er sich in das Fremdenbuch geschrieben, — war wohl Ende der Zwanzig, groß, schlank und dunkel, intelligent und liebenswürdig aussehend, und sich in seiner Rede durch einen brülligen Humor, eine geistige Grazie auszeichnend, wie man es ja bei einem Nordländer nur selten findet. — Sie, die junge Gattin, sein „Nunnen“ blond und üppig, voll blühender Lebenskraft und heiterem Gemüth und Glüd und Bärtlichkeit für einander standen nur zu deutlich auf beider Gesicht geschrieben. — Immerhin existirten auch vernünftiger und gebildeter Weise noch andere Wesen für sie, lebhaft und angeregt nahmen sie stets an unseren Unterhaltungen theil, danach pflegten sie aber jede unter uns verabredete Meeres- oder Felsentour abzulehnen, um „allein zu Zweien“, in dieser herrlichen Natur zu schwelgen. „Nun ja, solch ein glückliches, junges Pärchen in den Flitterwochen“, konnte ich nicht umhin, bei einer solchen Gelegenheit zu der jungen Frau zu sagen, als wir noch ein wenig im Garten promenierten.

„Ach nein“, erwiderte sie eifrig, „ich weiß, man glaubt es immer, wir befinden uns aber durchaus nicht auf der Hochzeitsreise, wir sind doch nun bereits 7 Monate verheirathet, ein ganz altes Ehepaar. Aber glücklich sind wir noch immer so wie im ersten Monat, das ist wahr, wohl, weil wir unser Glüd erst erobern mußten. Es waren lange Kämpfe von nöthen, bis wir uns angehören konnten“, sagte sie ernster hinzu, „ich war zuerst mit einem Anderen verlobt, — dann führten auch unerwartete Ereignisse zum Ziel — der älteste Bruder meines Vaters, der

Besitzer des Familiengutes, das jetzt uns zu eigen, starb schnell an galoppirender Schwindsucht, — doch das alles erzähle ich Ihnen wohl ein anderes Mal, wenn es Sie interessiert“, und fort war sie, um nothwendige Briefe zu schreiben. Aber mir fiel es aufs Herz, „Schwindsucht!“ ist es auch schon hier, bei dem jungen Glüd, das „Gespenst im Hause? Sollte meine ältere Tischnachbarin Recht haben, die da zu mir gemeint hatte: „Wenn mich nicht alles trügt, ist jener junge Gatte, dem jetzt das Leben so zu lachen scheint, gezeichnet, die schmale Brust, die vorstehenden Wadenknochen, die eigenthümlich glänzenden Augen — ab und zu ein kurzer Husten —, nun ich würde mich freuen, wenn ich Unrecht hätte.“ — Ach sicher hatte sie Unrecht, sagte ich mir damals, aber jetzt muß ich an diese Worte denken, ach ja, eine glänzende, blühende, und bei alledem oft so traurige Welt!

Am nächsten Tage, dem 16. Mai, feierte man auf der Insel das alljährliche Fest der heiligen Konstanze, des Schutzheiligen der Insel, deren große silberne Büste auf goldstrotzender Sänfte aus dem Dome des auf hohem Sattel gelegenen Städtchens Capri in langer Prozession nach dem im unteren Theile der Insel gelegenen Kirchlein getragen wird, damit sie auf ihrem Wege Geld und Kuren segne; das erste Mal soll diese Prozession nach einer gänzlich fehlgeschlagenen Trauben-Ernte unternommen worden sein — seitdem sie sich jährlich wiederholt, ruht reichster Segen auf Capris Neben, so erzählten mir die Capreiser. Etwas mehr Malerisches als diese Prozession sah ich wohl nie. Geradezu ein mittelalterliches Bild schien es mir, wie der lange bunte Zug die breite Treppe vom Dome langsam herabschritt und dann unter Böllerschüssen, durch grüne Weinberge hindurch, den Windungen des absteigenden Weges folgte: Voran die Bürgermusik des Ortes, dann Anaben und Jünglinge von Capri in schwarzen Kutten mit breiten, weißen Tragen — wie alle übrigen Wachskerzen in der Hand, dann — gar zu reizend, die ganz kleinen und größeren Mädchens bis zu den Jungfrauen, in leuchtend weißen Kleidern, Blumentränze auf dem Haupt — alle züchtig in lange, hellblaue Schleier gehüllt — wohl gegen 100 an der Zahl — le „bergine (Jungfrauen) della madonna“ genannt — Dann die hohe Geistlichkeit in Prachtgewändern, nun die Büste der Heiligen, der auf Goldstangen ein purpur-sammetner Baldachin nachgetragen wird, dann die niedrige Geistlichkeit, kostümirte Brüderchaften von Capri usw. Am Nachmittag wird dann die Heilige in derselben Prozession noch längs des Hafens der grande marina, wo man ihr noch einen besonders prächtigen Baldachin erbaute, hin- und hergetragen, damit sie nunmehr auch das Meer segne.

Nach dem Anschauen der morgendlichen Prozession machte ich meinen gewohnten Spaziergang, und als ich dann gegen Mittag noch einmal die volksbelebte piazza, den reizenden Marktplatz, passirte, bot sich mir ein seltsames Bild: In einem großen Kreise, der in drei und mehr Reihen von der Bevölkerung, Alt und Jung, sowie verschiedenen Fremden gebildet wurde, stand ein junges, auffallend bunt gekleidetes italienisches Weib mit verbundenen Augen und gab als Pythia ihre prophetische Weissheit kund. „La renommatta sibilla Rita di Napoli“, die extra zum Fest herübergekommen sei, wie mir ein Capresein berrieth. — Mit gläubigen, staunenden Micken hingen die Capresen an ihren Lippen, ja, das war so recht etwas für dies vielfach noch so naive Naturvolk, dem das „smorfias“ das Traum- und Namenbuch, beinahe die tägliche Bibel ist, durch welches alle Träume und Geschehnisse in Zahlen umgelegt werden, die man dann wieder zum wöchentlichen Lottospiel, bekanntlich die National-Leidenschaft der Italiener, benützt.

Da sah ich plötzlich auch unser junges Ehepaar unter den Umstehenden, Frau Anna gewahrte meiner und kam auf mich zu: „Ach bitte, gnädige Frau, Sie verstehen ja so gut italienisch wir möchten uns so gern wahragsen lassen, wollen Sie uns die Worte der Sibilla übersetzen?“

Gern erklärte ich mich bereit und nachdem wir noch gehört hatten, wie die Pythia, die auch die Person zu errathen hatte, auf die man im Kreise deutete, sagte: „Du (Du) Angelo, wirst bald einen seltsamen Traum haben, siehe deine Nummer im smorfia nach, lege diese Zahl dann unter dein Kopfkissen, und träumet dir dann etwas Gutes, so spiele diese Zahl im Lotto, in dem du schon einmal eine namhafte Summe gewonnen hast.“

„Evero, evero,“ (es ist wahr) hörten wir die Umstehenden sagen. Nun deutete ich auf Frau Anna und die an ihrer Sehkraft gehinderte Sibilla sprach: „Annita“ (der italienische Name für Anna) dir gab das Schicksal so viel, ich fürchte für dich — um dich sehe ich einen leeren, leeren Raum! Aber sei still, im nächsten Jahre wirst du nicht mehr einsam sein, wenn wieder die Rosen blüh'n wirst du ein Bambino auf den Knien schaukeln.

Nun deutete ich auf den Gatten, dann sagte sie nur kurz: „Edgar, er wird im Paradiese sein!“

Ueber das Angesicht der jungen Frau, die auch ohne meine Uebersetzung schon einiges davon verstanden, flog ein warmes Leuchten des Glücks und sie rief mir zu: „Ja, ja, ich glaube daran, hat sie doch auch unsere Namen so gut wie richtig getroffen. Ein Bambino hat sie mir zugesagt: Die Erfüllung dieses heißen Wunsches, war ja das Einzige, was zu unserem Glücke noch fehlte. — Ach manches Ungewisse wird mir jetzt zur seligen Gewißheit, ja, Eduard, er wird im Paradiese sein!“ — Und heiß erröthend flog sie dem Gatten um den Hals, ihm selig einige Worte ins Ohr zu flüstern. — Ich wandte mich ab, im höchsten Glück und im tiefsten Schmerz soll man die Menschen sich selbst überlassen. Und weitersehend grübelte ich über den Doppelsinn jener Worte: „er wird im Paradiese sein!“ Wenn meine Tischnachbarin mit ihrem bösen Prognostikon doch Recht hätte? — — —

Bei der colazione, dem mittäglichen Frühstück jenes Landes, das wir uns bei dieser herrlichen Witterung zumeist in der an den Speisesaal stoßenden Pergola — dem Weinlaubengang — deden ließen, wie herrlich sah es sich unter diesem grünen sonnig durchleuchteten Blätterdach — während daneben dunkelglühende Rosen dufteten, überraschte Dr. Gemmingen unsere Tafelrunde mit einer Einladung zu einer abendlichen Erdbeerbowle im selben Gärtchen: „Es sei doch nun einmal Festtag heute, nun müsse man diesen doch auch festlich beschließen.“ Ich aber nickte der jungen Frau verständnisvoll zu, man wollte wohl noch anderes, Zukunftsfrohes feiern, worauf sie mir zuflüsterte: „Auch unsere Verlobung haben wir bei einer Erdbeerbowle gefeiert.“

Die braunen Buben, welche auch heute mit dem Angebot ihrer köstlich duftenden Erdbeeren in kleinen Körben in der Vorhalle warteten, — sie kamen aus den weiten Wäldern von La Cava herüber — mußten bei dem jungen Pärchen ein gutes Geschäft gemacht haben, ich sah, wie sie triumphirend von dannen zogen. Ach möchten alle Glücklichen doch auch glücklich machen!

q. Als wir dann am späten Abend, nachdem wir das Feuerwerk in seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit auch eine feine klassische Kunst der Italiener, auf der Piazza genossen hatten, im Gärtchen nahe unserer Pergola zu sammen saßen, funkelten tausend Sterne vom leuchtend nachtblauen Himmel des Südens, die Rosen und Orangen hauchten noch süß-betäubenden Duft und der köstliche Trank in den goldschimmernden Pokalen löste die Herzen und die Zungen. — Hatte doch auch ein Jeder an diesem festlich heiteren Tage und seinem bunteigenartigen Volksleben etwas Fröhliches oder Denkwürdiges erlebt und zu berichten. Aber auch der Lieben in der Heimath wurde gedacht, und das Anklingen der Gläser und das Butrinken — zugleich im Hinblick so manchen nahen Abschieds, wollte gar kein Ende nehmen. — Besonders aber ließ man unsere jungen Wirthe, als Urheber dieses köstlichen Symposions, hoch leben, hoch! hoch! und recht lange und glücklich! Mit wunscherfülltem Herzen that ich mit. Aber gibt es denn hienieden ein langes Glück?

Es fröstelte mich unwillkürlich, wirklich, die Nacht begann nun kühl zu werden, und dies äußernd, stand ich auf, um einen Schal vom Zimmer zu holen. — Besorgt sah unser Wirth auf seine Gattin, die in ein reizend duftig-leichtes Gewand gehüllt war; auch er stand auf: „Nun, liebes Kind, gehe ich, auch dir eine wärmere Hülle zu holen.“

„Aber laß doch Schatz!“

„Nein, nein, willst du dir vielleicht übermorgen ein Fieber mit heimwärts nehmen? Dort, wo unser nordisches „Mairüsterle“ weht, kannst du dir noch immer die schönste Erfüllung holen.“

Wir gingen, ich nach rechts, er nach links, wo das Pärchen weiter ab an einer schönen Terrasse wohnte.

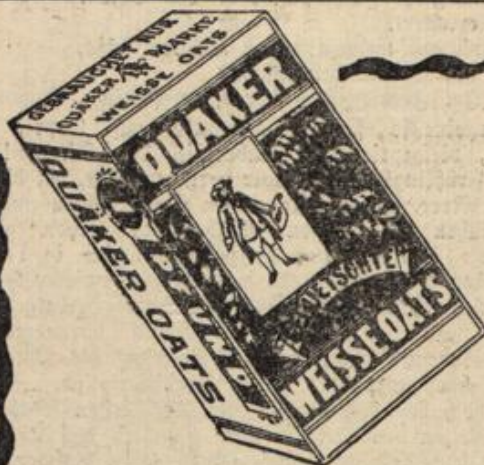
Mit einem Schawle trete ich nach kurzer Zeit in den Garten um noch der cameriera, der Kammerfrau, eine Bestellung zuzurufen. — Da plötzlich ein Schrei — kurz aber durchdringend und fürchterlich, der mir das Blut in den Adern erstarren macht, was war es? —

In den Küchenräumen wird es lebendig, man läuft eilig hinaus, mit Lichtern, in der Richtung jenes entsetzlichen Schreies — ich gehe langsamer nach. — Der Weg führt noch durch einen der Zitronengärten, dann sehe ich, wie ein paar Bedienstete des Hauses mit Hilfe der andern, etwas Dunkles, Schweres mühsam zur Terrasse hinaufheben, — tragen — und ich komme gerade dazu, wie einer von ihnen sagt: „Er stirbt, er hat wohl das Glück gebrochen, seltsam, bei der geringen Tiefe, — er muß eilig gewesen sein, daß er sich fälschlich nach dieser Seite, statt zur Treppe wandte — allerdings kein Geländer.“

Da werfe ich einen Blick auf das dunkle Etwas, — eine menschliche Gestalt — und nun schreie ich auf, daß alle die bestürzten Gesichter sich noch bestürzter zu mir wenden, — mein Gott, es ist unser junger Gastgeber, den ich soeben am vollen Tische des Lebens verlassen, ja, da war der Brunnen, den man nun ausschütten wird, nachdem das Kind hineingefallen! Mühte er gerade das Opfer sein? Und während ich mich zurückwende — wie zentnerschwer fühle ich jetzt meine Füße — wirbelt es mir wie toll im Kopfe, um eine andere Lösung zu suchen, zu finden, als allein den blinden, grausamen Zufall! Und ich denke der Phythia von heute Morgen, des süßen Rausches von Glück von Duft und Bowle, und an — das junge, lebens- und hoffnungsfrohe Weib. — Wer wird den Muth finden, es ihr beizubringen, jetzt?

Von der nahen Künstlerkneipe schallt lautes, etwas wüßes Singen und Lachen und Schreien — ich halte mir gewaltsam die Ohren zu, wie das jetzt schmerzt!

Fürwahr, das Leben besteht aus Gegensätzen, die hart und grausam, und unversöhnlich bei einander stehn!



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Quaker Oats ist vollständig enthüllt und braucht infolgedessen nicht durogeschlagen zu werden.

4970

Quaker Oats

Ein Wort an Alle,

die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch Dänisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch oder Bömisch wirklich **sprechen** lernen wollen.

Gratis und **franko** zu beziehen

durch die **Rosenthal'sche** Verlagshandlung in **Leipzig**.

4978

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co.

72

Dohheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).

übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung, kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.